

**Zeitschrift:** Baselbieter Heimatblätter  
**Herausgeber:** Gesellschaft für Regionale Kulturgeschichte Baselland  
**Band:** 8 (1943-1944)  
**Heft:** 2

**Artikel:** Die Schlösser meiner Bubenzeit  
**Autor:** Müller, C.A.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-859391>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



# BASELBIETER HEIMATBLÄTTER

Vierteljährliche Beilage zum Landschäftrer  
Nr. 2 8. Jahrgang August 1943

## Die Schlösser meiner Bubenzeit.

Von C. A. Müller, Basel.

Wie sich doch manches so viel eindrücklicher darstellt, wenn man rückwärts in die Kinderzeit schaut, als man es damals empfand, da man es jung erlebte und noch das ganze Leben vor sich hatte!

Hätte ich damals auf dem Kirschbaum im «Holderstöckli», — wie die Titterter Landleute ihre letzte Matte gegen Oberdorf nennen —, je daran gedacht, dass ich noch nach einer langen Reihe von Jahren mich des Blickes durch die Zweige nach der Schlossruine Waldenburg hinüber erinnern würde?

Wahrhaftig, mitten in den prangenden, lockenden Früchten drin, die ich für die mich beherbergenden Bauern brechen sollte, hatte ich anderes zu tun, als mir das alte Gemäuer einzuprägen, das sich jenseits des tiefen Frenkentales rittlings auf dem steilen Felsgrat der Gerstel- fluh aufrecht zu halten suchte. Die Kirschen mundeten nie trefflicher als frisch vom Baum; und die Kameraden, die auch mit dabei waren, — Buben und Mädchen aus dem Dorf, deren Matten an die «unsrige» stiessen — gaben mir kaum Zeit, mich nach den Naturschönheiten der Juralandschaft umzusehen.

Und doch ist nun das Bild der Ruine, gerade so wie ich es von jenen Kirschbäumen aus flüchtig gesehen, vielleicht für immer in mir haften geblieben. Sah ich denn seither die Burg nicht oft von vielen anderen Stellen aus? Ich stieg zu ihr vom Städtchen aus empor, das noch immer den Engpass abriegelt wie ehedem. Oder ich kam von den Weideu am Bölchen und Rehhag herab zum alten Burgweg, der geschickt um den Felsen nach der Burgstelle einbiegt. Lange hielt ich mich jeweils im alten Gemäuer auf, besonders seit es durch die Waldenburger und ihre Helfer in Liestal und Basel wieder ausgeräumt und gesichert worden war. Besonders droben auf dem instandgestellten Bergfried stand ich gerne ausgiebig still und besah mir die kurzweilige Landschaft, die sich da zu Füssen und ringsum in der Runde auftut. Was zeigte sich doch für eine herrliche Bergwelt, in welcher der Wald die Vorherrschaft hat und die Siedlungen der Menschen wie verloren eingestreut erscheinen. Da und dort sah ich die Kämme der

Berge, die wie Meereswellen gegen Norden und Süden branden, in senkrechten Fluhwänden gegen die tiefe Rinne des Waldenburgertales abbrechen. Und drüben, wo eine kleine Hochebene ihr lichtes Grün durch die umringenden Zacken einer Waldkrone durchschauen lässt, entdeckte ich auch die Reihe der Kirschbäume von damals . . .

Ja, was hatte ich als Bub von der Geschichte dieses Schlosses Waldenburg gewusst, die ich mir jetzt als erwachsener Mensch bei jedem Besuch der ehrwürdigen Stätte am obern Hauenstein durch den Sinn gehen liess. Was ich von den Gründern von Schloss und Städtchen am Jurapass, den Grafen von Froburg, durch Bücher erfuhr, was ich sonst vernommen von deren Nachfolgern im Besitz der Gegend, dem Bischof von Basel und der Stadt am Rhein, welche vom Jahre 1400 an bis zur französischen Revolution hier durch Landvögte regierte — das mag anderswo viel besser wieder erzählt werden.

Ich bleibe heute gerne unter den Kirschbäumen im «Holderstöckli» stehen und erinnere mich daran, was dort beim Kirschenpflücken wenigstens vom Schloss Waldenburg die Rede gewesen. Dass da drüben auf dem Felsgrat böse Regenten gehaust hätten — das wusste nur eines der Mädchen zu berichten, das mir schon immer ob seines seltsamen Wissens aufgefallen und das ich heimlich ins Herz geschlossen hatte.

«Ja, der letzte dieser Basler Herren soll sich bei den Leuten im Tal derart verhasst gemacht haben, dass er schliesslich hatte fliehen müssen. Kaum weg, hätten ihm die Bauern das Schloss angezündet und in Schutt und Asche gelegt . . .» So wusste es das aufgeweckte Kind. Die Buben aber lachten nur darüber, und einer, der unten im Städtchen Verwandte besass, meinte überlegen, die Hauptsache sei, dass es dort oben auf der Gerstelfluh eine Ruine gebe, auf der es sich trefflich herumklettern und Räuberlis spielen liesse . . .

Das liess die andern Buben, die sich schliesslich von den Kirschbäumen im ganzen «Vorderfeld», von dem ja das «Holderstöckli» den hintersten Winkel bildete, zusammenfanden, auf eine andere Ruine zu reden kommen, die näher als die von Waldenburg für mancherlei treffliche Spiele bereitstehe . . . Am kommenden Sonntag, so wurde daraufhin verabredet —, würden wir dort unsere Entdeckungen machen. Selbstverständlich die Buben allein, — niemand wollte die Mädchen dabei haben . . .

\*

Kaum konnten wir es erwarten, bis der sonntägliche Kirchgang zur Kinderlehre in Reigoldswil zu Ende war. So begierig hatte uns die verabredete Besteigung der Ruine Reifenstein gemacht. Sobald als möglich sonderten wir uns von den Mädchen ab, um — von ihnen unbemerkt — das Fusswiegeln zu gewinnen, das kurz vor Titterten in die kleine Felsschlucht des «Flühgrabens» hinunterführte. Dort wussten wir von jeher ein Bubenparadies. Wo es da nicht überall zu klettern gab, und was der kühle Bach für lustige Sprünge machte, bei denen man sich vielfach vergnügen konnte!

Diesmal galt's, auf der andern Seite des Tälchens steil in die Höhe zu steigen und schliesslich auf Händen und Knieen einen sich unnahbar gebärdenden Felsklotz zu bezwingen. Glücklich droben angelangt, — wenn auch mit wenig sauberen Sonntagshosen, so doch voller Stolz — jauchzten wir über die steile Fluh hinaus ins Dorf Reigoldswil hinunter, das wie Spielzeug aus einem Baukasten in der Tiefe lag.



Reifensteinkutsche.

Bleischnitt Walter Eglin.

Was die Burgtrümmer auf dieser einem Adlerhorst ähnlichen Felsklippe zu bedeuten hatten, darnach frugen wir nicht. Es war auch wenig Gemäuer genug vorhanden, das unsere Phantasie hätte anregen können. Und hätten wir auch irgendwo Nachfrage gehalten, so hätten uns selbst die Gelehrten aus der Stadt nur schwache Auskünfte erteilen können. Auch sie wissen bloss, dass hier oben ein unter den Grafen von Froburg stehendes Dienstmannengeschlecht gehaust, das wohl schon im 12. Jahrhundert erlosch. Ihre Burg soll schon 1356 beim Erdbeben Ruine gewesen sein.

Nun, die Reigoldswiler haben dennoch mit viel Freude die Burgstelle ausgeräumt und sie 1936 mit einem frohen Festlein, an dem ich

gerne auch teilgenommen, den Burgenfreunden zu Stadt und Land übergeben.

Als unser Bubenschärlein nach fröhlicher Jagd und Hascherei über die «Reetschenweid» müde und wenig sonntäglich ins Dorf zurückgegangt, begegneten uns die Mädchen, die wir so geringschätzig beiseitegeschoben hatten. Sie rächten sich denn auch dafür auf ihre Weise, nannten uns die «Ryffensteiner Räuber», um zu zeigen, dass ihnen unsere Abwege wohlbekannt, und einige unter ihnen drohten den Brüdern, wenn sie nach Hause kämen, für die verrutschten Hosenböden Schlimmstes an. Fast hätte es schliesslich noch Schläge abgesetzt, als sie uns foppten, wir hätten nicht einmal dort die Augen offen, wo man doch die «Schlosskutsche» aufs Prächtigste durch die Lüfte fahren sehe. Aber eben — das sähen nur sie, die braven Mädchen . . . !

Nach eingebrochener Dunkelheit erst liess ich mir dann von meiner heimlichen Freundin die Geschichte von diesem seltsamen Gefährt erzählen, in aller Verschwiegenheit wohlverstanden; denn die Kameraden hätten mich deswegen schwer ausgelacht.

Aber es war nun doch etwas, das meiner Phantasie Flügel verlieh und ein Stück von Glanz und Romantik an die unansehnlichen Trümmer der Burg Reifenstein heftete. Wie das Mädchen nur die Fahrt des sechsspännigen Wagens schildern konnte, der vom Turm auf dem Felsenriff weg schnurstracks nach den Wolken fuhr . . . ! Alles glitzerte und gleisste vor meinen Augen. So herrlich war die Kutsche ausgeschlagen von Gold und Silber. Und drinnen sassen, in herrlichste Gewänder gekleidet, die das Bauernkind deutlicher auszumalen wusste als je eines aus der Stadt, die Burgfräulein und Ritter und trieben mit ausgelassenen Zurufen die feurigen Rosse zu eiliger Fahrt an. Ich sah das Gefährt bei der Erzählung sich bis in das hochgetürmte Gewölk entfernen und — nachdem das Mädchen kurz innegehalten — wieder zurückkehren. Und mit derselben Deutlichkeit, wie mir vorhin die Ausgelassenheit geschildert worden war, so vernahm ich jetzt von der Niedergeschlagenheit der Reifensteiner und sah das schönste der Fräulein weinend im Wagen stehen und im Gemäuer versinken . . .

Was die Schöne so traurig gemacht, hätte ich von der jugendlichen Erzählerin gar zu gerne gewusst. Allein meine kleine Freundin zuckte über meinem Fragen bloss leichthin mit der Achsel und meinte: «Da musst du schon die älteren Mädchen fragen — ich selber glaube, es war . . . doch das verstehst du noch nicht . . . !»

Und nach einem raschen Händedruck lief sie weg.

\*

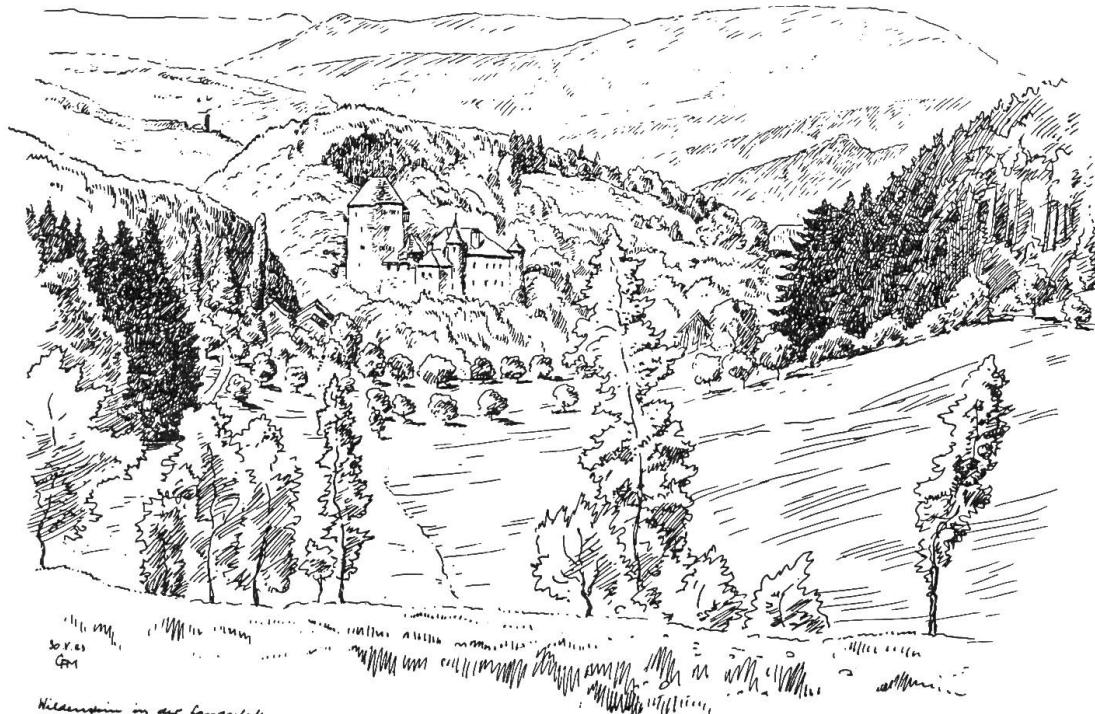
Wenn ich an die dritte der Burgen denke, die mir aus der Bubenzeit in Erinnerung geblieben, so steht dabei wiederum ein kleines Erlebnis auf.

Nicht dass ich das Schloss Wildenstein, das im obern Baselbiet noch als einziges aufrecht steht, etwa nur ein einziges Mal gesehen hätte! Wie oft bin ich als Kind von Liestal und Bubendorf her ins kleine Seitental der hintern Frenke eingebogen und habe diesen Wehrbau prächtig erhalten über den Wald hinausragen sehen. Gedacht habe ich mir früher allerdings nie viel dabei, wenngleich ich schon da-

mals einen ersten Versuch unternommen, den wuchtigen Turm in unbeholfenen Strichen festzuhalten.

Und was hätte es mir damals bedeutet zu wissen, dass es die Herren von Eptingen gewesen, die diesen Edelsitz für einen ihrer zahlreichen Zweige errichtet? Und was weiterhin das Schicksal der verborgenen Burg gewesen?

In der rein bäuerlichen Landschaft der mir so lieben Baselbieter Heimat war mir Wildenstein stets als ein Wesen vorgekommen, das ich weniger mit geschichtlichen Dingen in Zusammenhang brachte als



Wildenstein in der Landschaft

Wildenstein von Süden.

C. A. Müller.

mit den Glücksgütern der Gegenwart, die nach meinen damaligen kindlichen Begriffen in solch einem Schloss in reicher Fülle vorhanden sein mussten . . .

Wenn ich oben im Bauerndörfchen bei meinen Gastgebern und Freunden über Wildenstein reden hörte, so las ich stets eine beträchtliche Achtung vor jenem Mustergut heraus. Erst hatte ich mich darüber gewundert, denn ich war der Meinung gewesen, die Landleute müssten unnachsichtliche Feinde jeder Burg und gleicherweise gegen alle derartigen Bauten gesinnt sein, wie sie sich gegen Waldenburg und andere Schlösser im Baselbiet erwiesen. War dies nun nicht der Fall — nun, so musste es mit Wildenstein seine besondere Bedeutung haben und leuchtete hier ein Glücksstern, der hoch über der Erde stand . . .

So oft ich durch das heimelige Fluhbachtal hinauf und hinab gewandert war, meinem Dörfchen auf der Höhe entgegen oder von dort nach froherlebter Ferienzeit wieder nach der Stadt und der Schule zurück — so oft vergass ich nicht, dem Schlosse Wildenstein einen Blick zuzuwerfen und mich des Glücks zu erinnern, das irgendwie hoch und unerreichbar damit verknüpft schien . . .

Was mir aber bis heute doch noch tiefer als dies in der Seele haften blieb, das war ein Abschied, den ich unter der Wacht des grossen Burgturmes erlebt hatte . . .

Bis hierher nämlich hatte mich mein bäuerliches Freundinchen geleitet, ohne dass jemand von den Seinen darum gewusst. Hatte es sich mir doch erst zugesellt, als ich mich schon der Tiefe zuwandte, wo die Strässchen von Titterten und Arboldswil zusammenliefen, um gemeinsam durch das Fluhbachtal nach Bubendorf hinauszustreben. Seit dem Tage von Reifenstein, wo ich durch die tiefe Gedankenwelt des lieben Mädchens zu einer wundersamen Fahrt gekommen war, hatten wir heimlich nimmer von einander gelassen und mit unsren Glückgefühlen oft genug Schlösser der Zukunft erbaut, von wo aus wir unsere Gedankenfahrten unternahmen. Aber jedesmal sassen statt der Burgfräuleins und Ritter nur wir zwei in der glänzenden Kutsche und glaubten, hoch gen Himmel zu jagen, ohne je auf die Erde wiederkehren zu müssen . . .

Wir hatten jetzt beide die Konfirmation hinter uns. In den zwei Jahren nach ihr war etwas in unsere Freundschaft gekommen, das uns unruhig und unsicher machte und es konnte vorkommen, dass wir uns stritten, nur um dieses Fremdartige in uns voreinander zu verbergen.

Den Eltern des Mädchens mochte unser Zustand bekannt geworden sein. Ich sah in den diesmaligen Ferien meine Jugendgespielin weniger als früher. Umsomehr freute es mich, sie wenigstens auf dem Heimweg noch einmal bei mir zu wissen. War dies doch die letzte Schulfreizeit gewesen, denn nach meiner Heimkehr in die Stadt sollte ich eine Lehre antreten. Wer wusste, wann ich dann wiederkehren und im lieben Dörfchen verweilen konnte?

So hatte sich der Wehmut des Abschiedes noch einmal die Freude des Beisammenseins zugesellt. Dass wir zu zweit ein Stück weit wandern durften, nahm ich — nur halb bewusst, was alles damit verbunden — als Zeichen der Liebe. So waren wir durch den Wald gegangen, dem rauschenden Bächlein nach, das nahe dem Elternhause der Gefährtin seinen Ursprung hatte, — am Felshügel vorbei, auf dem einst mal die Burg *Gutenfels* gestanden haben soll. Und wie wir schliesslich nach etlichen waldumschlossenen Matten und Höfen an die Weggabelung gelangten, wo der Blick aufs Schloss Wildenstein fiel, da musste der Abschied schliesslich sein — wir mochten ihn noch so zögernd erleben.

Küssen hätte ich wohl am liebsten gewollt. Aber ich verbarg mein Gefühl unter plötzlich kühl gewordenen Worten. Das liebe Kind versuchte dasselbe, um dann im Pflücken von Blumen, die es mir darreichte, einen Ausweg aus der innern Not zu finden. Zuletzt ein rascher Händedruck — und weg war es . . . Aber noch mehrmals kehrten wir uns beide um und winkten uns und damit kam auch das Schloss Wildenstein ins Bild dieses Erlebnisses hinein und blieb miteingeflochten bis auf diesen Tag . . .

Es vergingen wirklich Jahre, bis ich das liebe Dörfchen wieder betrat. Die damalige Ahnung hatte nicht getrogen. Meinen Gastgebern war's recht unlieb gewesen, dass ich an ihrem Töchterchen gehangen. Sie hatten schliesslich noch von unserem letzten Beisammensein vernommen — durch den Fuhrmann, der im Waldtal als einziger an uns vorbeigefahren war.

So blieb bei meinen ersten Arbeitsferien die Einladung aus. Ich schmollte deswegen, unterliess jegliches Schreiben für lange Zeit und als ich endlich die Verbindung wieder aufnahm, erfuhr ich Betrübliches, das mir tief zu Herzen ging: meine junge Freundin war, noch nicht zwanzigjährig, in schwere Krankheit gefallen und nach wenigen Wochen vom Tode dahingerafft worden.

Schmerzlich ging mir nun die einst so herrlich geschilderte «Reifensteinfahrt» durch den Sinn. In Tränen sah ich ihr Bild: Zu zweit waren wir dem schönsten Himmel zugefahren — eines von uns blieb droben und das andere kam allein und weinend auf die Erde zurück... Bis ich es verwunden hatte, mussten wieder Jahre vergehen. Als ich endlich wieder den Weg zum Dörfchen meiner Jugend fand, suchte ich nach dem Aufstieg aus dem Waldenburgertal zuerst wieder die Kirschbäume im «Holderstöckli» auf. Hinter ihren Zweigen sah ich wie einst die Schlossruine von Waldenburg aufragen, die diesmal einen wohlgesicherten Wehrturm zur Schau trug. Aber so sehr mir der Blick dort hinüber im Gedächtnis hängen geblieben war, so sehr und noch mehr suchte ich das andere, das hier unter den reichen Fruchtbäumen seinen Anfang genommen . . .

Mit raschen Gedanken kam ich dazu, einen kleinen Strauss von Margriten von den Wegborden zu nehmen. Damit trieb es mich, in liebem Gedenken zum kleinen Friedhof zu gelangen, den ich auf Umwegen um das, wie immer an der sonnigen Halde heimelig ruhende, Dörfchen erreichte. Wehmütig stand ich da vor einem Grab, auf dem ich Namen und Jahrzahlen fand und dabei das kurze Wort: «Zu früh . . .»

Drüben, nicht weit vom Gottesacker entfernt, wusste ich Reifenstein. Dessen Fahrt zum Himmel hatte sich wahrhaftig verwirklicht und das Glück blieb mir unerreicht, so unerreicht wie jenes, wofür mir das reiche Schlossgut Wildenstein stets ein Spiegelbild geblieben . . .

## S'Bänzyggi.

Von G. Müller, Lausen.

Was isch jetz das wider für e Dier? Oder gar en Unghür? Vo däm het me no nie nüt kört! — Ganz rächt! E Dier oder fascht en Unghür isch's gsi, wo langi Zyt e heimlige Schräcke uf eus Buebe gleit het. Es chunnt mer jedesmol in Sinn, wenn i wider emol in my olti Heimet chummen und dört d'Gass hinderen oder für e lauf, und ganz bsunders, wenn's si öppe no grad breicht, ass i der Vetter Heiri gseh underim breite Schüretor stoh oder zu däm Törli us-cho, wo die hölzigi Wand ver macht zwüsche der Schüren und em Schopf hindedra.

Jo, dä Schopf, dasch öppis gsi für eus Chinder! Wie gmacht für allergattig Spiler. Wenn umme nit grad uusgrächnet do s'Bänzyggi ghuuset hät! Schad, men isch doch nie sicher gsi, öb's öppe neumen unverhofft us imen Eggen uuse chem cho z'schnütze. Oh, wie het's doch so feischteri Eggen und Winkel gha, grad wie äxtra ygrichtet für zum Versteckerlis mache, und vom «Tschuep» gar nit z'rede, vo däm Spil, wo allimol im Herbscht wider für e Zyt lang uufcho isch, wenn's so frueh het afo dimbere. Eso bim Ynachte het me si dopplet guet chönne verstecke.